

Clemens Sedmak Zur Professionalisierung der Pastoral: Institutionalisierte Beziehungen

Was bedeutet Professionalisierung der Pastoral? Welche Bedeutung haben dabei institutionalisierte Beziehungen, und wie hängen die „Riten“ mit diesen Beziehungen zusammen? Welche Chancen hat ein institutionalisiertes Gespräch, das gleichzeitig persönlich gestaltet ist, auch heute für die Menschen? „Pastorale Kompetenz“ kann und muß heute, so der Autor, bei hauptberuflich tätigen Seelsorgern vorhanden sein.
red

1. Was sind institutionalisierte Beziehungen?

Unter einer „institutionalisierten Beziehung“ versteht man eine Beziehung, die im Rahmen einer Institution geschlossen wird. Das ist typisch für die Pastoral: Der Seelsorger und die Seelsorgerin vertreten die Kirche, die pastorales Handeln aus der Beliebigkeit des Augenblicks hebt und mit festgefühten Normen regelt. Das ist auch ein Zeichen für die Professionalisierung der Pastoral, die nach einübbarer Handlungsschemata organisiert wird. Taufgespräche, Traugespräche u. ä. nehmen so die Formen institutionalisierter Gespräche an.¹ Inwieweit der Seele über die Institution Sorge getragen werden kann, ist eine ebenso brennende und mühsame Frage wie die Frage nach dem „Amt in der Kirche“ oder eben der „Seele in der Institution“.

Institutionalisierte Beziehungen kann es an unpersönlichen Arbeitsplätzen geben, beispielsweise in Industriekonzerne oder in Universitäten – aber auch in menschlich delikaten Bereichen wie im Krankenhaus, der Psychotherapie oder bei der Caritas-Einzelhilfe. Dabei soll auch nicht übersehen werden, daß solche Beziehungen auch unter den Schutz der Institution gestellt sind, die den einzelnen durch Rechte, unabhängig vom Gesprächspartner, schützt.

2. Institutionalisation und Riten

Es gehört zum Selbstverständnis der Kirche, daß sie „Orientierung“ schenkt. Die Sakramente sollen besonders jenen Menschen zuteil werden, die sich in „Krisen“ befinden; die „Krisis“ (= Entscheidung) verlangt immer, sich für einen und damit auch gegen einen anderen Weg zu entscheiden. Die Taufe als Entscheidung für den Glauben, die Firmung als Entscheidung für ein christliches Leben, die Ehe als Entscheidung für den Partner, der Ordo als Ent-

¹ Vgl. Josef Schwermer, Seelsorge an den Lebenswenden. Gespräche bei Heirat, Geburt und Tod, in: Isidor Baumgartner (Hg.), Handbuch der Pastoralpsychologie, Regensburg 1991, 425–442; P. F. Schmid, Personenzentrierte seelsorgliche Beratung und Begleitung im Einzelgespräch, in: K. Baumgartner – W. Müller (Hg.), Beraten und Begleiten. Handbuch für das seelsorgliche Gespräch, Freiburg 1990, 83–91; J. Blattner – H. Pflug, Seelsorgerliches Gespräch, in: J. Blattner (Hg.), Handbuch der Psychologie für die Seelsorge, Bd. 2, Düsseldorf 1993, 476–511.

scheidung für das Priesteramt, die Eucharistie als Entscheidung für Gott und die Kirche stehen im allgemeinen an Lebenssituationen, die Orientierung verlangen.

Gemeinsam geteilte Orientierungen machen eine Kultur-gemeinschaft aus, in der lebenstragende Grundüberzeu-gungen institutionalisiert werden (Riten und Formeln, Autoritäten und Institutionen). Die von der Kirche bereitgestellte (und verwaltete) Orientierung soll einerseits in der Zukunft weiter angeboten werden können (Frage nach Tradierung und Tradition) und andererseits ge-genüber anderen Weltanschauungen abgegrenzt werden (Frage nach Explizitheit und Klarheit der eigenen Weltanschauung). Im Versuch, die Glaubenspraxis zu be-wahren, werden Objektivationen geschaffen, die die Glaubenspraxis aus der Beliebigkeit des Vollzugs von Gläubigen heben sollen, die eben an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit leben. Solche Objektivatio-nen sind die Einsetzung des Priesteramts und der prie-sterlichen Gewänder, die Schaffung der Gottesdienst-ordnung und der Kirchengesetzgebung, der Bau von Kir-chen und Pfarrhäusern usw. Peter Berger und Thomas Luckmann haben diesen Aufbau von Objektivationen, die ein Orientierungsangebot ausdrücken, den Aufbau eines „Heiligen Kosmos“ genannt.²

Der „Heilige Kosmos“ bringt es mit sich, daß ganz be-stimmte Regeln das Handeln der Amtsträger bestimmen (dies zeigt sich am deutlichsten bei der Liturgie). Von da aus ist es auch ganz verständlich, daß die Beziehungen, die ein Vertreter des „Heiligen Kosmos“ eingeht, nach bestimmten Regeln ablaufen (Beispiel: „Bürokratie“ vor und bei Taufen und Hochzeiten), also „institutionali-siert“ sind. Der Priester ist verpflichtet, bei einem Trau-gespräch ganz bestimmte Fragen zu stellen, ebenso bei einer Taufe oder einer Firmung. Dies schreibt die institu-tionalisierte Beziehung vor.

Die persönliche Ebene bei institutionalisierten Gesprächen

Diese institutionalisierten Beziehungen, und das scheint mir ganz wichtig, beziehen sich jedoch nicht auf „Kon-struiertes“, sondern auf Fragen und Nöte der Menschen, wie sie sie in ihrem Alltag erleben. Das macht auch das Element der „Freiheit“ bei den institutionalisierten Be-ziehungen im Rahmen von sakramental angeleiteten Ge-sprächen aus. Die persönliche Ebene bei Traugesprächen („Habt ihr euch schon Gedanken gemacht, wie es sein wird, Kinder zu haben?“; „Habt ihr Erfahrung im gemein-samen Umgang mit Krisen?“) ist ganz entscheidend und kann auch erst durch die Institutionalisierung des Ge-

² Peter Berger – Thomas Luckmann, Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt am Main 1971, 36ff und 103ff.

sprächs gewonnen werden, es handelt sich schließlich nicht um konsequenzenlosen „Small talk“. So wird es nicht verwunderlich sein, wenn im sogenannten „institutionalisierten Gespräch“ gerade jene Themen zur Sprache kommen, die unser alltägliches Handeln überschreiten und uns an Grenzen bringen, wo wir uns grundsätzliche Fragen nach dem „Woher“ und „Wohin“ des Menschen stellen. Und weil diese Fragen so „heikel“ sind, werden sie in einem rituellen Rahmen behandelt, wo der einzelne – im Interesse der Institution Kirche – nicht so viel „anrichten“ kann – zum Schutz der Qualität des Gesprächs.

Riten schützen also die institutionalisierten Beziehungen. Sie machen die pastoralen Handlungen wiederholbar. Um eine bestimmte Handlung in einer ganz bestimmten Weise wiederholen zu können, wird sie ritualisiert. Rituale gibt es ja auch beim Zubettbringen von Kindern oder bei einem gepflegten Abendessen. An Ritualen fällt ganz allgemein auf, daß man von keinem einzigen sagen kann, es sei schlechthin notwendig und zweckmäßig. Alle Beispiele: Grußrituale, Eßrituale, Trinksitten, Höflichkeitsformen u. ä. zeigen, daß jedes einzelne Vorkommnis eines rituellen Verhaltens auch anders gestaltet sein könnte und daß zudem fast jedes einzelne wohl auch ebensogut überhaupt wegfallen könnte.³

Von Ritualen geprägte
persönliche
Beziehungen

Somit kann man als ein Merkmal institutionalisierter Beziehungen ansehen, daß sie von Ritualen geprägt sind, weil sie ja auch gewissermaßen „wiederholbar“ und „standardisiert“ sind und daher „objektiviert“ werden müssen. Ein Priester muß ja immer wieder Trauungsgespräche führen. Wie wirkt sich nun der Umstand aus, daß jedes Ritual anders sein könnte, als es ist? Meines Erachtens kommt in Verbindung mit dem Merkmal des Ritualen jener Aspekt ins Spiel, den wir die „persönliche Note“ einer institutionalisierten Beziehung nennen können. Auch wenn jeder Priester, der den Vorschriften folgt, bei einer Meßfeier dieselben Worte verwendet, hat doch jeder seinen persönlichen Stil. Und auch wenn in einem Trauungsgespräch immer wieder dieselben Formulierungen verwendet werden, so hat doch jedes Trauungsgespräch eine andere „Note“. Hier kommt das Persönliche der Menschen ins Spiel, was ein personenorientiertes institutionalisiertes Gespräch zu einer Chance werden läßt. Dazu kommt, daß die Rituale in Beziehung stehen mit den fundamentalen Erfahrungen der Menschen. Wird aus einem Ritus das Persönliche ganz ausge-

³ Das zeigt sich ganz deutlich bei N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt/Main 1993. Elias beschreibt hier die Riten, die sich bei den Umgangsformen, bei der Tischkultur u. a. herausgebildet haben.

3. „Pastorale Kompetenz“

Vielfalt von seelsorglich tätigen Personen

blendet, wird er ohne jede persönliche Note durchgezogen, so läuft er sich tot und führt zu Entfremdungen in der Interaktion.⁴ Das ist auch einer der delikatesten Punkte bei der Liturgiefeier im heutigen Kontext.

Die Kirche hat eine institutionelle Dimension und ist vom Konflikt zwischen „System“ und „Lebenswelt“ nicht frei.⁵ Es scheint, als würden immer mehr Teile der Lebenswelt vom System beschlagnahmt. Wir kennen beispielsweise den Vorwurf, daß der Erstkontakt der Kirche mit den jungen Menschen nach der Firmung (die selbst wieder ein institutionalisierter Kontakt ist) der Brief der Kirchenbeitragsstelle ist. Umgekehrt suchen viele junge Menschen den ersten Kontakt mit der Kirche nach der Firmung erst im Rahmen der kirchlichen Eheschließung. Je mehr die Identitätskrise des Priestertums durch eine Berufung auf „Amt“ und „Amtsverständnis“ gelöst wird, um so größer ist die Gefahr, daß die Begegnungen mit der „offiziellen Kirche“ (dem „offiziellen Heiligen Kosmos“) nur mehr in institutionalisiertem Rahmen verlaufen. Diese Gefahr entsteht auch durch die Professionalisierung der Pastoral.

Die Folgen einer solchen Überbetonung des institutionellen Aspekts der Kirche sehen wir in der gegenwärtigen Kirchenentwicklung, wo die Menschen, die ein neues „säkulares“ Selbstverständnis und -bewußtsein erarbeitet haben, in Scharen die Kirche verlassen. Der „Heilige Kosmos“ der Kirche kann nur lebendig bleiben, wenn über die Institution hinaus „Neues“ und „Unerwartetes“ geschieht (daher wird es entscheidend sein, SeelsorgerInnen auf die persönliche Kompetenz hin zu prüfen).⁶ Nur ein Seelsorger, der kommunikativ handeln kann, kann ein institutionalisiertes Gespräch, dessen Notwendigkeit ja nicht in Zweifel gezogen wird, führen. Unter dieser Rücksicht (gediegene Ausbildung und sorgfältige Auswahl der SeelsorgerInnen) bietet die Professionalisierung der Pastoral auch wiederum Chancen.

Eine Chance der Kirche sehe ich auch darin, daß eine immer größer werdende Vielfalt von Personen eingeladen wird, seelsorglich tätig zu sein. Die Professionalisierung hat schließlich auch eine Erweiterung des Personenkreises gebracht, die Seelsorge aktiv gestalten, und zugleich auch eine Erweiterung der Ausbildung. Dabei ist auch

⁴ Vgl. E. Goffman, *Interaktionsrituale*, Frankfurt/Main 1986, 124–150.

⁵ Das Schlagwort von der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ hat Jürgen Habermas in die Diskussion eingebracht und meint damit, daß immer mehr Bereiche der persönlichen Lebenswelt von Institutionen und Systemen übernommen werden; vgl. J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde, Frankfurt/M. 1981, 2. Band, Abschnitt VI.

⁶ Vgl. Hermann Stenger (Hg.), *Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung – Beratung – Begleitung*, Freiburg i. Br. 1988.

klar, daß die Professionalisierung der Seelsorge eine Zunahme an Ritualisierungen mit sich bringt, an wiederholbarem, eben professionellem, eingelerntem und einlernbarem Handeln.

Der Ritus wiederum schützt auch die beteiligten Personen. Wenn ich einen Priester nicht mag, kann er dennoch mein Kind taufen; wenn mich ein Priester nicht mag, kann er dennoch meinem kranken Vater einen Krankenbesuch abstatten. Diese Schutzfunktion des Ritus hat man in der katholischen Kirche mit der Lehre vom „*ex opere operato*“ ausgedrückt. Daher sind institutionalisierte Beziehungen weniger fragil als persönlich geprägte Beziehungen. Diese Chance macht zugleich das Risiko aus, daß in einer institutionalisierten Beziehung die Person gar nicht mehr zutage tritt und sich beispielsweise ein Priester hinter seinem Amt „versteckt“.

Die Chancen eines institutionalisierten Gesprächs, wie es sich im Rahmen von institutionalisierten Beziehungen zeigt, bestehen sicherlich in der Klarheit des Anliegens, dessen Verständnishintergrund in der Institution bereitet ist. Weiters in der Erfahrung, „Subjekt“ in einer Institution zu sein, als einzelner in einer großen Institution, die von vielen Strukturen geprägt ist, sich verständlich zu machen und auch eigene Gestaltungsmöglichkeiten zu erfahren. Dazu kommt, daß man die Institution über „ein freundliches Gesicht“, „eine helfende Hand“, „ein offenes Ohr“ erfahren kann und auf diese Weise vielleicht Hemmschwellen abzubauen vermag. Die Grenzen eines solchen Gesprächs wurden bereits unter den Stichwörtern „Ritualisierung“ bzw. „System“ erwähnt (die freilich auch eine Schutzfunktion ausüben). Zu den Grenzen möchte ich weiters zählen, daß vorgeformte Gesprächsmuster wie im Fall eines institutionalisierten Gesprächs auch zu vorgeformten Erwartungen führen, die das Gespräch von vornherein eingrenzen. Die Rituale, die dabei zum Zug kommen, wirken in vielen Fällen einengend. Es gilt das Prinzip: „Je natürlicher, echter, unbefangener, unkontrollierter und in diesem Sinne zufälliger Tauf- und Brautgespräche etc. gestaltet werden, desto eher erreichen sie die Menschen dort, wo sie wirklich leben“. Daher hängt sehr viel an der Person des Seelsorgers und der Seelsorgerin, sie/er kann viel aufbauen, aber auch viel zerstören, denn die Art, wie wir Institutionen erfahren – und damit auch die Kirche –, ist zutiefst verbunden mit den Personen, die in der Kirche arbeiten und für die Kirche stehen.

Die pastoralen Grundfähigkeiten⁷, personenbezogen zu

⁷ Vgl. *Stenger*, a. a. O., 54–65.

Markus Lehner
Vom „Kooperator“* zur Kooperation
pastoraler Berufe

kommunizieren (a), wirklichkeitsbezogen zu handeln (b) und botschaftsbezogen mit Symbolen umzugehen (c), ist in einer institutionalisierten Beziehung insofern wichtig, als a) der/die SeelsorgerIn mit konkreten Personen innerhalb eines vorgegebenen institutionellen Rahmens kommuniziert (da wird gerade die personale Ebene sehr wichtig, um das Gespräch nicht floskelhaft und formal werden zu lassen)

b) der/die SeelsorgerIn konkrete Hilfestellungen für die Praxis zu leisten hat

c) der/die SeelsorgerIn vor allem dann in eine institutionalisierte Beziehung tritt, wenn es sich um den Umgang mit Symbolen (Trauungsgespräch, Taufvorbereitung, Begräbnis etc.) handelt.

Diese drei Fähigkeiten in einem geschützten Raum auszuüben, stellt wohl die größte Chance der professionellen institutionalisierten Beziehung dar – und zugleich deren größte Versuchung und Gefahr.

Kooperation in der Kirche baut immer auf dem theologischen Grundverständnis von Pastoral auf; gleichzeitig ist sie auf gesellschaftliche Plausibilitätsmuster bezogen. Auf dem Hintergrund der Entwicklung der verschiedenen Verständnisse von Pastoral(theologie) in den vergangenen Jahrhunderten wird das heutige Verständnis von Priestern und Laien als Seelsorger in und mit den Gemeinden dargestellt.

red

Seminare über Teamarbeit, Kommunikation und Konfliktmanagement haben Hochkonjunktur, in der Wirtschaft wie im öffentlichen Dienst. Kooperation scheint lernbar und machbar zu sein, eine Frage der Anwendung geeigneter Kommunikationstechniken und der Lernbereitschaft aller Beteiligten. Warum sollte dies nicht auch für die Kirche gelten? In der Diözese Linz forderte kürzlich die Interessengemeinschaft der LientheologInnen eine verpflichtende „Kooperationsschulung“ für Pfarrer.¹ Nicht nur menschenfreundlicher, sondern auch effektiver sollte die Pfarrseelsorge durch eine derartige gezielte Schulung kollegial-kooperativer Kompetenzen werden.

Keine Frage, daß derartige Fortbildungsmaßnahmen für viele Priester – gewiß ebenso für viele Laien im pastora-

* „Kooperato“ = Kaplan.

¹ Kathpress Nr. 25 vom 1. 2. 1997, 6.